Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 5

Artikel: Als Kolonist in Mozambique
Autor: Rehbach, Friedr. H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664092

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Als Kolonist in Mozambique.

Von Friedr. H. Rehbach.

I.

In Port Amelia (Portugiesisch-Ostafrika) gibt es keine Hotels, und ich mußte nach meiner Ankunft die Gastfreundschaft eines hier ansässigen Schweizers in Anspruch nehmen, der die Konzession von schwarzem Holz erworben hat und am Ufer des Ozeans ein großes und modern gebautes Haus besitzt. Hier, in diesem idyllischen Winkel, fand ich Zeit genug, mich mit den örtlichen Verhältnissen genau vertraut zu machen. Erstaunlich ist es, daß in diesem fruchtbaren Lande, das zwölfmal so groß ist wie das Mutterland Portugal, und das für Kolonisationszwecke selten gut geeignet ist, nur 18 000 Weiße leben, die ein wirklich paradiesisches Dasein führen. An der Spitze der Verwaltung steht der General-Gouverneur, beraten von 17 Regierungsmitgliedern. Die wichtigsten Handelspunkte sind: Mozambique, Sofala, Beira und Port Amelia, und hier liegen auch die hauptsächlichsten Faktoreien in einem Umkreise von 160 Kilometer verstreut.

In Mozambique herrscht, im Gegensatz zum westlichen Afrika, eine erstaunlich erträgliche Temperatur. Um die Mittagszeit sind meistens 30 bis 32 Grad Celsius, und vor der Regenperiode, wenn die Trockenheit den Höhepunkt erreicht hat, steigt die Hitze auf 38 Grad Celsius. Das wirkt sehr ermüdend, doch 26 bis 28 Grad sind leicht zu ertragen. Ganz unbekannt sind hier dagegen Temperaturen von 50 Grad Celsius und darüber, wie in Westafrika, wo die Sonnenglut unerträglich auf Menschen und Tieren lastet und sie zu vernichten droht. Auch an den heißesten Tagen weht hier ein leichter Südostpassat, der erst mit der Sonne verschwindet, und mit dem Anbruch der Dunkelheit setzt ein starker Wind vom Meere ein. Die Nacht ist oft kühl, und wenn das Thermometer vor dem Morgentau bis auf 12 Grad fällt, wärmen sich die Neger an großen Lagerfeuern. Dieses herrliche Wetter hält fast neun Monate an, und nur drei bis vier Monate im Jahr gibt es Regen, richtiger gesagt, ungeheure Güsse, verbunden mit einem geradezu schrecklichen Gewitter. Aber das alles dauert jedesmal kaum zwei bis drei Stunden, und dann scheint wieder die Sonne.

Bald teilte mir mein Gastgeber mit, daß er per Auto eine Geschäftsreise nach Mualia unternehmen müsse, 800 Kilometer von Port Amelia entfernt, und ich schloß mich ihm gerne an. Er hatte dort eine umfangreiche Pflanzung von Rizinus-Bohnen und einer besonderen Art der Agave, die nach fünf Jahren eine starke Faser gibt. Man fertigt Matten daraus an, die unter dem Namen „Kokos"-Läufer bekannt sind. Der Handelspreis für eine Tonne dieser Fasern beträgt 32 Pfund, während sich die Selbstkosten auf etwa 18 Pfund belaufen.

Der Weg ins Innere des Landes führte über endlos scheinende, trostlos-öde Steppen. Nach etwa 150 Kilometer ließen wir die letzten Faktoreien hinter uns und somit die letzten menschlichen Behausungen, wo wir oft einkehrten und stets freundliche Aufnahme fanden. Alles war mir neu und staunenswert, — die tropische Flora, die Sitten und Gebräuche und vor allem die Küche, die auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit deutschen Speisen aufweist. Man kann sagen, die Neger essen buchstäblich alles, und die Auswahl ist zehnmal größer als in Europa. Das Schönste sind zweifellos die Früchte, von denen es hier unzählige Arten und Sorten gibt und die, sowohl an Größe wie auch an Geschmack, alle unsere europäischen bei weitem übertreffen.

Dann nahmen mich wieder die Eindrücke der Fahrt gefangen. Am Wege erhoben sich mächtige, zyklusartig geformte Affenbrotbäume, die acht Monate im Jahre ohne Blätterwerk sind. Wir mußten die Fahrt oft stundenlang unterbrechen, da stellenweise das ausgetrocknete und verdorrte Gras brannte. Das ist in dieser Gegend kein seltenes Ereignis, besonders kurz vor dem Einsetzen der Niederschläge, wenn die Hitze ihren Höhepunkt erreicht hat. Hie und da erhoben sich die Flammen zu dreifacher Menschengröße, und die Glut war wie im Backofen. Es wurde schwer zu atmen, und die Augen schmerzten. Die Sonnenstrahlen zitterten im Rauch, und summend und pfeifend verbreitete das Feuer Tod und Verderben, eine graue Schicht von Asche hinter sich lassend. Nur die großen Bäume wurden sonderbarerweise durch den Steppenbrand fast gar nicht in Mitleidenschaft gezogen. Sie schienen schon längst vertrocknet und verdorrt, und doch war noch Leben in ihnen. Palmen kommen hier nicht vor und sie sind in Portugiesisch-Ostafrika überhaupt

selten. Nur an den Küsten des Ozeans ziehen sich Plantagen von Kokospalmen entlang, und auf den Lagunen wächst eine Art von Palmen, aus deren walnußgroßen und elfenbeinharten Früchten Knöpfe geschliffen werden.

Unzählige Tiere, Vögel und Insekten finden beim Steppenbrand den Tod. Wir sahen zwei Antilopen in wilder Hast dem Feuer zustreben, und eine fast zwei Meter lange Pythonschlange wand sich mit schweren Brandwunden sterbend am Wege. Aus der Ferne drang der Schrei der Geier und das Heulen der Schakale zu uns herüber. Einen erschreckenden Anblick boten die Skolopender, oft von einem Viertelmeter Länge, denen es in ihren Schlupflöchern zu heiß geworden war.

Die Strecke von Port Amelia nach Mualia kann mit dem Auto unter günstigen Umständen in zwei Tagen zurückgelegt werden, wir befanden uns aber — durch die vielen Unterbrechungen und Besuche — schon den dritten Tag unterwegs, und auf dem halben Wege zum Ziel überraschte uns schließlich ein Gewitter. Ich kenne die größten Gewitter in Sibirien, im Ural und in den Alpen, aber sie lassen sich auch nicht entfernt mit den ostafrikanischen vergleichen. Die vulkanische Kraft, die sich nun über uns entlud, war gewaltig und gleichzeitig unaussprechlich schön. Unter ohrenbetäubendem Krachen dampfte die Luft in blauen Feuersäulen, und mit dem anhaltenden Rollen des Donners umfingen uns Wellen heißer Luft. Vor den zitternden himmlischen Flammen konnte man sich nicht retten, nirgends hinflüchten, keinen Unterschlupf finden, und die Blitze durchbohrten, zu Hunderten in der Sekunde, die heiße Atmosphäre. Sie tanzten um uns herum, und ich sah keine Grenze mehr zwischen Himmel und Erde, — wir hingen an einem winzigen Faden auf dieser blauen, sonderbaren Welt. Nichtig und klein in unserer Armseligkeit, standen wir neben dem Auto, vom Regen übergossen, und das Wasser stieg immer höher an unseren Beinen hinauf. Man muß ein großer Dichter sein, um dieses Naturphänomen gebührend schildern zu können.

Und dann, ganz plötzlich, hörte das alles auf, und es kam eine dunkle, ganz schwarze Nacht. Langsam setzte sich das Auto in Bewegung. Das starke Licht der Lampen leuchtete gespenstisch in die Ferne. Wohl eine Viertelstunde mochten wir so gefahren sein, das stellenweise recht tiefe Wasser mühevoll überquerend, da änderte sich abermals das Bild. Unzählige Sternchen erschienen am Himmel, und sie wurden immer größer und leuchteten immer heller. Gleichzeitig bedeckte sich der Boden mit Myriaden von Erdläufern, die durch Ausscheiden von Drüsensaft so intensiv leuchten, daß man dabei das Zifferblatt der Uhr sehen kann. Nimmt man aber solch ein Würmchen in die Hand, so leuchten die Finger mehrere Minuten über und über in magischem, grünlich-glühendem Glanze.

Viel Schönheit, aber auch große Gefahr, bringt der tropische Regen mit sich. Nach dem ersten Niederschlag erscheinen große, fliegende Termiten. Vor ihnen gibt es keine Rettung, und die auf der Terrasse brennende Lampe erlischt nach wenigen Minuten, von einer dicken Schicht dunkler Insekten bedeckt. Sie sind aber einer der besten einheimischen Leckerbissen. Die Neger entzünden große Haufen von langsam brennendem Gras, und die Termiten fallen, sich die Flügel verbrennend, massenweise zu ihren Füßen. In Olivenöl braun gebraten, hatten sie tatsächlich einen außergewöhnlich guten Geschmack.

Als weitere üble Folge des Regens, kriecht aus allen Höhlen, Spalten und Löchern allerlei unreines Getier hervor, das man sonst selten zu sehen bekommt. Gehörnte Frösche hüpfen umher, Schlangen aller Arten und Größen winden sich zwischen den Steinen, Taranteln und Skorpione, an Giftigkeit bei weitem gefährlicher als in Kamerun, jagen nach Beute. Es gibt hier schwarze, schmutzig-graue und rötliche Skorpione, oft bis zu 20 Zentimeter Länge, und es kommt oft vor, daß sie in menschliche Behausungen eindringen, wo sie sich in Möbeln, Betten, Schuhen usw. eine Zuflucht suchen. Ihr Biß braucht nicht immer tödlich zu sein, aber fast stets hat er körperliche Gebrechen und langsames Siechtum zur Folge.

Am nächsten Morgen hat sich die öde und verbrannte Steppe gänzlich verändert. Wir fuhren über Felder voller Blumen, die einen betäubenden Duft verbreiteten. Tausende von Schmetterlingen schwirrten umher, manche so groß wie kleine Vögel und in so verschiedenen Farben, die selbst der phantasievollste Maler kaum auf seiner Palette hervorbringen könnte. Wie durch einen Zauberspruch erschloß sich vor unseren Augen ein märchenhaftes Reich. Ich sah buchstäblich das Gras wachsen, — die seltensten Orchideen, viel hübscher als unsere europäischen, große Lilien mit roten Streifen, Zwie-

belgewächse, die mir gänzlich unbekannt waren, schossen ohne Stiel und Blätter aus der Erde hervor. Bemerkenswert erschienen mir Mimosen, deren gelbe Kügelchen im Innern der Blüte die Größe einer Walnuß erreichten. Die kahlen Bäume bedeckten sich in kürzester Zeit mit den entzückendsten Blüten. Unerträglich stark und berauschend dufteten die Blüten des Papaja-Baumes, der nach einem alten Glauben der Neger den Menschen geschaffen hat.

Dann kam Mualia in Sicht. Hier befindet sich ein Postamt, ein Krankenhaus und eine katholische Missionsschule. Die kleine Stadt verschwand fast in einer überschwenglichen Fülle von tropischen Gewächsen, und nur die für ganz Ostafrika typischen kegelförmigen Dächer der Eingeborenenhütten kamen hier und da zum Vorschein. Einen sauberen und freundlichen Eindruck machten die blühenden Veranda-Häuser der an Zahl nur geringen weißen Einwohner. Der schweizerische Farmer führte mich sofort zu dem hiesigen Gouverneur, einem ehemaligen Rechtsanwalt aus Lissabon, der mit seiner Landsmännin verheiratet ist. Er schien über unseren Besuch sehr erfreut und befahl seinem Diener, trotz meines heftigen Protestes, mein Gepäck aus dem Auto zu holen. Es wurden mir zwei schöne Zimmer eingeräumt, und ich blieb acht Tage in dem Hause dieses geistreichen Mannes und seiner lebenslustigen Gattin. Hier versammelten sich täglich in freundschaftlichem Verkehr die angesehensten Faktoreibesitzer der Gegend, und ich befand mich sofort im Zentrum ihrer neugierigen, aber auch hilfsbereiten Aufmerksamkeit. Alle Weißen verbindet hier, wie überhaupt in fast allen Kolonien, die Zugehörigkeit zur weißen Rasse, die gemeinsame Front gegen die farbige Welt, und dieses, sozusagen „verwandtschaftliche Verhältnis" läßt sie alle Hindernisse vereint überwinden.

Die Ländereien an der Eisenbahnlinie sind natürlich für Kolonisationszwecke am geeignetsten, aber da Portugiesisch-Ostafrika lediglich 1500 Kilometer Eisenbahn hat, so bestimmt das Gesetz, daß diese Strecken, in zehn Kilometer Umfang, nur von Portugiesen erworben werden dürfen, das heißt die Regierung erteilt die Konzession keinem Fremden. Es steht aber jedem Portugiesen frei, seinen Grund und Boden an eine x-beliebige andere Person weiter zu verkaufen..., was auch sehr oft geschieht. Die Abgrenzung des Bodens kostet ein Pfund, und die Konzession 100 Pfund. Die Pachtsumme aber ist ganz gering, nach deutschem Gelde zirka zwei bis drei Pfennig pro Hektar. Der Begriff „Pacht" ist hierbei eigentlich wenig zutreffend, denn jeder kann mit seinem, auf diese Weise „gepachteten" Boden machen, was ihm beliebt, — ihn verkaufen, verschenken, verpfänden usw. — und die Pachtzahlung wird allgemein als Grundsteuer aufgefaßt. Der Generalgouverneur in Lorenzo Marques ist berechtigt, bis zu 5000 Hektar Land an eine einzelne Person zu „verpachten", darüber hinaus entscheidet Lissabon. In der Regel werden aber nur bis zu 2000 Hektar erworben, da bei noch größerem Besitz gewöhnlich die nötigen Arbeitskräfte fehlen. Nach der amtlichen Abgrenzung des Bodens muß ein Gesuch um Gewährung der Konzession eingereicht werden, das meistens 1½ bis 2 Jahre in den Kanzleien liegt, doch inzwischen kann man seinen Besitz antreten, ihn nach Wunsch bebauen und bepflanzen, — man genießt Privilegien und steht unter dem Schutz des Gesetzes.

II.

Eines Tages kam ein katholischer Bischof in Port Amelia an, um die hiesige Mission zu besichtigen. Die Mission liegt sieben Kilometer entfernt, und da gerade kein passender Wagen zur Stelle war, erbot ich mich, den geistlichen Herrn und sein Gefolge mit meinem Auto hinzufahren. In der Mission leben vier Franziskanermönche, die seit fünf Jahren einen schweren Kampf gegen das Heidentum führen. Der aus dem Sansibarschen Sultanat herübergedrungene Mohammedanismus ist ganz unbedeutend und hauptsächlich unter den Arabern an der Küste, in Lorenzo Marques und Sofala verbreitet. Die Masse der Neger aber hat, wie ich oft feststellen konnte, infolge ihrer äußerst primitiven Denk- und Lebensweise, absolut kein Verständnis für Religiosität. In dem einfältigen, unter der Tropensonne geborenen und unentwickelten Hirn des Negers verwirren sich die Grundsätze dieser humanen christlichen Religion mit den absurdesten sozialen Begriffen: du bist mein Bruder, also gehört auch dein Geld uns gemeinsam, und du handelst gegen das christliche Gesetz, wenn du es mit mir nicht teilen willst, — und da wir beide gleich sind, darfst du mir nichts befehlen, und wendest du Gewalt an, so muß ich mit noch größerer Gewalt antworten.

Das sind die üblichen Reden, die man stets zu hören bekommt, wenn man einen Neger

beim Diebstahl oder bei einem anderen Verbrechen erwischt und zur Rede stellt. Für Gefühlshumanität ist man aber hier durchaus nicht zu haben, und mich, als Europäer, empörten wohl zu Anfang die drakonischen Maßnahmen der weißen Machthaber. Doch schon bald sah ich die Notwendigkeit der Härte im vollsten Maße ein. Der Neger ist ganz unglaublich faul und langsam wie eine Schildkröte. Selbst für die Verbesserung seines eigenen Lebens und seiner Nahrung will er nichts tun, für andere aber schon gar nicht, und er begnügt sich mit einer Handvoll Moniak-Wurzeln und einigen Früchten. Zudem ist der Neger moralisch vollkommen haltlos und stiehlt alles, was er sieht. Er ist feige und demzufolge unaufrichtig und falsch, überheblich und prahlerisch, und es ist in ihm auch nicht der kleinste Funke von Anstandsgefühl und Gerechtigkeitssinn vorhanden. Es wäre auch völlig zwecklos, dem Neger diese Begriffe verständlich zu machen, und gänzlich absurd, ihn dem Weißen gleichstellen zu wollen.

Besonders die Tätigkeit der örtlichen Steuereinzieher war mir anfänglich sehr unsympathisch. Ihre Grausamkeit ist sprichwörtlich, und ich sah oft auf meinen Reisen, wie die Neger, beim Vorbeifahren einer dieser Amtspersonen, sich schnell in einer Reihe aufstellten und bei soldatisch-straffer Haltung die Hände „an die Naht" legten; die Frauen aber kniend in die Hände klatschten als Zeichen höchster Ehrfurcht. Ist aber einer dieser Burschen mit dem Gesetz in Konflikt geraten, so wird er an einen Pfahl oder Baum gebunden und, zur Abschreckung, öffentlich so lange mit einer Nilpferdpeitsche geschlagen, bis die Striemen aufplatzen und der Rücken eine einzige blutige Masse ist. Bei Diebstählen trat gewöhnlich ein kleines rundes Brettchen in Aktion, das in der Mitte ein Loch hatte, zum Durchlassen der Luft. Der Verurteilte mußte die Hände in Richtung der Brust ausgestreckt halten, und der Strafvollziehende, ebenfalls ein Neger, schlug melodisch und gleichmäßig, abwechselnd auf die linke und auf die rechte Handfläche. Die höchste Strafe besteht aus hundert Schlägen, doch das wird nur selten angewandt, da schon bei dem fünfzigsten Schlag die harte schwarze Haut des Negers aufplatzt.

Aber trotz dieser harten und auch der allerhärtesten Strafen setzt es der Neger fort, fremde Anpflanzungen sinnlos zu vernichten, die teuersten Instrumente schadenfroh lachend zu demolieren, und alles in seine Hütte zu schleppen, was er nur tragen kann. Ich erlebte es später selbst, wie meine schwarzen Arbeiter — trotzdem ich sie besser entlohnte, als es üblich war, und ihnen auch gute und reichliche Verpflegung zukommen ließ, — meine jungen Bäume zertrampelten, bei jeder Gelegenheit stahlen, und alle Sägen, Beile, Pflüge usw. zerbrachen. Da sind gute Worte und freundliches Zureden durchaus nicht am Platze, und es hätte nur eine entgegengesetzte Wirkung.

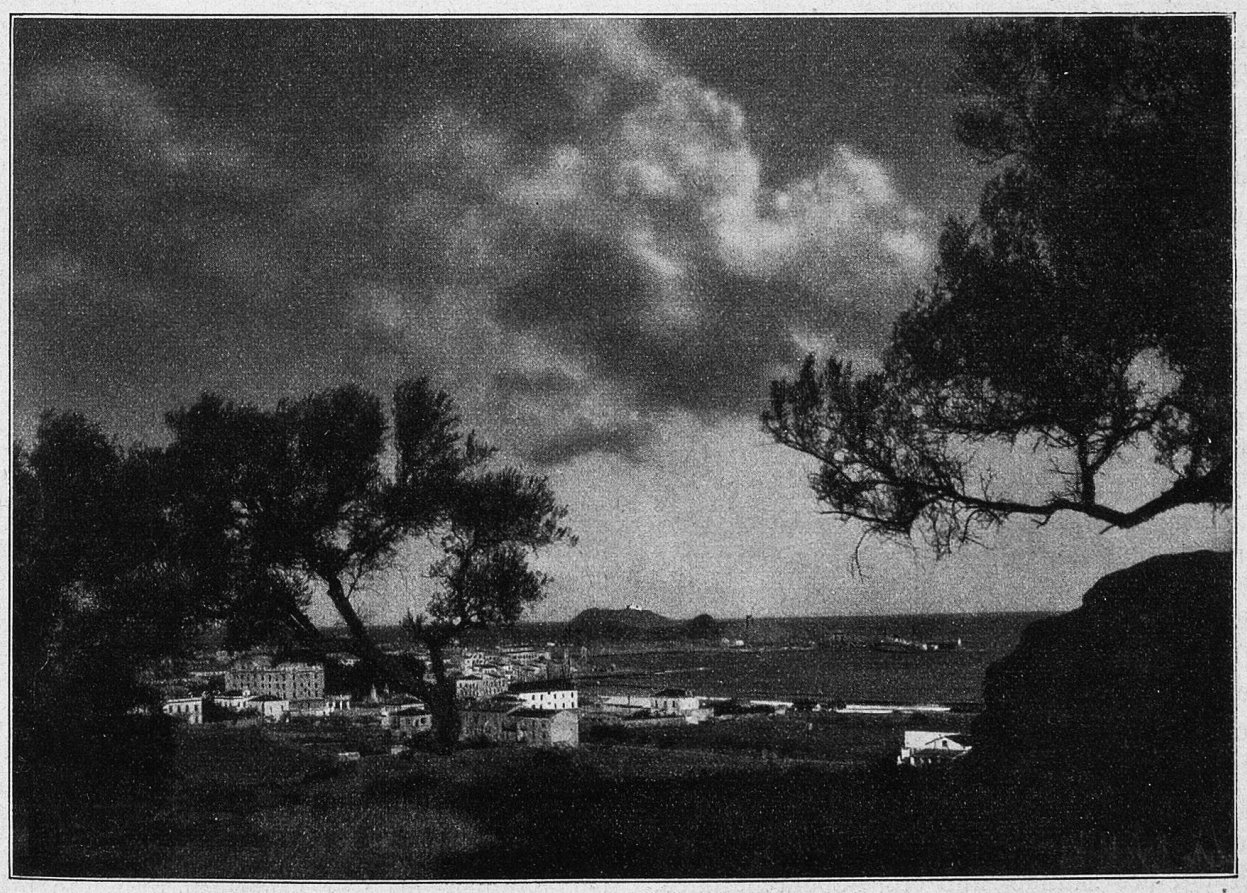
Die Angst vor dem Weißen herrscht beim Neger vor, aber er bewundert auch sein allumfassendes Können. Hassen tut er dagegen eine andere menschliche Rasse, — die Inder, die sich in Mozambique recht zahlreich festgesetzt haben. In Europa mögen viele sentimental-veranlagte Menschen mit Gandhi und seinem „unterdrückten Volke" Mitleid haben, ich will mir ein Urteil darüber nicht erlauben, da ich die Inder in ihrer Heimat nicht kenne, doch die in Afrika lebenden sind ein äußerst unangenehmes Volk. Sie alle sind Faktoreibesitzer und der ganze Handel ist in ihren Händen. Ein 7- bis 8jähriger indischer Junge beginnt schon die Neger zu messen und zu wiegen, und er ist auch danach erzogen. Er weiß, daß die Arbeit eines jeden Inders gerade im Abmessen und Wiegen besteht. — Der Weiße ist in den Kolonien hart und oft grausam, — aber er repräsentiert die Macht, der Inder indessen ist kaum dem Neger höher zu stellen, weder in der Rasse, noch in den Charaktereigenschaften: er ist mit allen Wassern gewaschen; — er betrügt, er rächt sich kleinlich, verabscheuungswürdig, höhnend, seine Privilegien ausnutzend. Die ganz großen Geschäfte macht natürlich der Weiße, der Inder aber verdient an jeder Kleinigkeit, oft durch die verwerflichsten und unehrlichsten Mittel. Im Falle eines Streites stellt sich der Weiße zweifellos auf die Seite des Beleidigten und bestraft den Schuldigen — der Inder aber läßt sich, selbst für die kleinste Münze, kaufen und bestechen. Der Weiße läßt viel arbeiten und zahlt wenig, aber er bezahlt unbedingt den vereinbarten Lohn, — der Inder dagegen läßt 20 Stunden täglich arbeiten, bis zur völligen Erschöpfung, und bezahlt schließlich nur die Hälfte, oft sogar überhaupt nichts, wobei er völlig straflos ausgeht. Die Regierung hat deswegen, um vor allem unerwünschte indische Einwanderung zu hemmen, verschiedene Maßregeln ge-

troffen, zu denen auch eine Kautionsstellung von 50 Pfund für jeden Einwanderer zu rechnen ist. (Dieses Geld wird nach zwei Jahren zurückerstattet). Außerdem sind für bestimmte Waren im Zwischenhandel größere Steuern eingeführt worden, und das hatte zur Folge, daß allein in der Umgebung von Port Amelia von 14 indischen Faktoreien nur noch sechs bestehen geblieben sind. Immerhin leben in Portugiesisch-Ostafrika jetzt noch annähernd 9000 Inder (Portugiesen 14 000), und es ist schwer, ihnen beizukommen, da sie so eng wie ein geheimer Orden miteinander verquickt sind.

Aber auch die Weißen halten in Mozambique erfreulicherweise eng zusammen und unterstützen sich gegenseitig nach Möglichkeit, wobei — wie ich oft feststellen konnte — Nationalitäten absolut keine Rolle spielen. Bei meinen geschäftlichen Angelegenheiten wurde mir rege Teilnahme und Unterstützung von allenthalben zuteil; ich fand bald geeigneten Boden in der Nähe von Nampula, erledigte die nötigen Formalitäten und konnte mit der Urbarmachung meines Landes beginnen.

Von Sonnenaufgang bis zum Untergang war ich ununterbrochen mit dem Einkauf von landwirtschaftlichen Maschinen und anderen Instrumenten, mit der Einstellung von Arbeitern und der Einteilung meines Landes beschäftigt. Es bereitete mir eine große Freude zu hören, wie die Sägen, Beile und Hämmer arbeiteten, wie riesenhafte Bäume fielen, wie das Kleinholz brannte und wie die Neger mit schwerem Ächzen die großen Stämme von einem Ort zum anderen trugen. Die trockenen Bäume wurden der Einfachheit halber kurzerhand angesteckt, — die Zweige brannten nieder und nur der Stamm blieb in Form einer großen Zigarre übrig. Mein Bezirk lichtete sich von Tag zu Tag mehr und mehr, und der Bau des Hauses machte gute Fortschritte. Von der Vorderfront des Hauses, wo mein Arbeits- und Schlafzimmer lagen, eröffnete sich eine herrliche Aussicht auf Steppe, Wald und Berge. Alle Arbeiten gingen in verstärktem Tempo vor sich, denn bevor die eigentliche Regenperiode begann, mußten die ersten Anpflanzungen beendet sein.

Bei der Abrechnung mit den Schwarzen konnte ich mich in der ersten Zeit einer gewis-



Ile Rousse. Phot. A. Tomasi, Ajaccio.

sen peinlichen Verlegenheit nicht erwehren, denn die üblichen Lohnsätze erschienen mir geradezu lächerlich gering. Gewöhnlich erhält jeder Neger 20 bis 25 Escudos für 30 Arbeitstage und außerdem Verpflegung, die aus einheimischen Produkten — wie Moniak-Wurzeln, Früchten, Erdnüssen usw. — besteht und keinerlei Kosten verursacht. Fleisch bekommen sie nicht, es sei denn, daß bei einer Jagd mehrere Antilopen oder Büffel geschossen worden sind (auch Hyänenhunde und Schakale werden mit Appetit verspeist). Schließlich beruhigte ich mein Gewissen aber damit, daß ich meinen Arbeitern 5 bis 6 Escudos im Monat mehr zahlte und ihnen außerdem eine ausgiebigere Verpflegung zukommen ließ. Viel Schwierigkeiten bereitete mir dagegen die Verständigung, die hauptsächlich „mit Händen und Füßen" vor sich ging. Das Portugiesische erlernte ich bald, bei einiger Kenntnis der spanischen und französischen Sprache. Mein schwarzer Diener Mulek (kleiner Maulesel), der früher schon bei Weißen gearbeitet hatte, spielte den Dolmetscher und gab mir, gemeinsam mit „Sixpence", meinem Boy, Unterricht in der Makua-Negersprache.

Unlöslich schien mir aber das Problem meiner eigenen Verpflegung. Sollte ich etwa auch Steppenhunde, Schakale oder gar — Katzen essen? Ich schoß nämlich einst einen kapitalen, wilden Genett-Kater, der wie ein kleiner Leopard in den Zweigen eines Baumes saß, fauchte und sich zum Sprunge auf mich vorbereitete. Die Neger fanden seinen Kadaver, und abends erzählte mir mein „Kammerdiener" von dem äußerst schmackhaften „Festessen". Der Neger strahlte über das ganze schwarze Gesicht, beleckte sich immer noch die wulstigen Lippen und konnte nicht verstehen, daß ich einen so schönen Braten verschmäht habe. Auf meinen Mittagstisch kam fast täglich ein hartes Huhn, an dem man sich die Zähne ausbeißen konnte, und hin und wieder nach der Jagd Fleisch und Suppe von Antilopen. Besonders schmerzlich vermißte ich aber einen Schluck Bier oder des Abends ein Gläschen Kognak. Wenig Ersatz dafür boten mir selbst die schönen Früchte, von denen sich der Europäer gar keinen Begriff machen kann. Beispielsweise die hiesige Ananas, mit dem einzigartig-zarten Geschmack, oder Bananen, Orangen, Feigen, Datteln, Melonen, Früchte des Mango- und des Papaia-Baumes. Leider können die wenigsten dieser tropischen Erzeugnisse auch selbst die vorsichtigste Reise über den Ozean bestehen.

Lange war ich damit beschäftigt, aus der einheimischen Flora die schönsten, fruchttragenden Gewächse zur Verpflanzung auf meine Plantage herauszusuchen. Dabei erregte der Kaschu-Baum meine besondere Aufmerksamkeit. Seine Frucht, in Form einer umgekehrten Birne, von süßem und doch herbem Geschmack, brachte mich auf eine Idee. Ich ließ einen großen Sack davon schälen und entkernen, tat es in ein Faß und ließ den Inhalt gären. Meine Annahme bestätigte sich, — ich gewann eine, wohl nicht sehr schön riechende, aber stark sprithaltige Flüssigkeit, und nach dreimaligem Gären hatte ich einen gar nicht üblen Schnaps, der die allgemeine Anerkennung meiner Freunde fand. Das Geheimnis der Herstellung habe ich aber niemand verraten.

Nicht weniger bemerkenswert ist der Wunderbaum Papaia, der Baum des ewigen Lebens, der niemals zu grünen aufhört und das ganze Jahr hindurch im Zyklus blüht. Der untere Teil trägt reife Früchte, in der Mitte sind sie noch grün und oben in der Blüte. Die Frucht ist so groß wie eine kleine Melone und hat einen besonders zarten, nicht zu beschreibenden Geschmack, der etwas an Ananas erinnert. Später pflanzte ich auf meiner Plantage 500 dieser Bäume, nach europäischem Muster im Quadrat. Die Neger fertigen sich aus seinem Holze, in jahrelanger, mühseliger Arbeit, allerhand Ketten, Ohrgehänge usw. an. Sie verwenden dazu ganz besondere Instrumente aus Stein, denn unser gewöhnliches Messer kann das Holz nicht fassen. Jahrhunderte lang bewahrt es seine ursprüngliche Form, und die Ausgrabungen der Archäologen, die für die Wissenschaft oft von großem Werte sind, bestehen zumeist aus Schnitzereien des Papaia-Baumes. Auch jetzt sitzt mein schwarzer Boy „Sixpence" auf der Schwelle meines Hauses und schnitzt aus diesem Holze allerlei Figuren. Eine fingerdicke Scheibe des Papaia-Holzes läßt sich wie Hartgummi zu einer Röhre biegen und eine andere, helle Art davon ist fast durchsichtig wie Milchglas.

Und kennen Sie den Baum „Araschid"? Seine Früchte sind in der ganzen Welt verbreitet. Es sind die gewöhnlichen Erdnüsse, und sie wachsen in der Erde wie Kartoffeln. Ich pflanzte auf meinem Boden 50 Hektar von diesen Bäumen, die sehr bescheiden sind und fast ohne Wasser auskommen. Sie haben große, flei-

schige Blätter und gelbe Blüten, und das Wachstum geht derart schnell vor sich, daß man nach 4—5 Jahren schon das Zehnfache des ursprünglichen Bestandes besitzt. Am meisten Erdnüsse liefert Senegal, zirka 200,000 Tonnen im Jahr.

Ganz erstaunlich ist das schnelle Wachstum der Ananas. Man schneidet von der Spitze der reifen Frucht die Federbüschel ab und steckt sie einfach in die Erde, — nach einem Jahr aber kann man schon Ananas ernten. Hier pflanzt man mit Ananasbäumen die Wege aus. Besonders schön sehen sie zwar nicht aus mit ihrem stachligen und unförmigen Blätterwerk, aber die Frucht wird, wenn auch nicht in dem Maße wie in Europa, so doch immerhin auch in Ostafrika gern gegessen. Der Preis beträgt für 3 Stück 1 Escudos, zirka 15 Rp. Im ersten Jahr pflanzte ich bei mir 1000 Ananas-Bäume, in drei verschiedenen Arten, von denen aber nur eine Art nach Europa exportiert werden kann.

Dann ließ ich 25 Hektar mit dem Sesam-Baum bepflanzen. Er hat hübsche, kleine, dem Löwenzahn ähnliche Blüten, und aus seinem Samen wird gutes Öl gewonnen. 50 Hektar bebaute ich mit Mais, 30 Hektar mit Rohrzucker und ebenfalls 30 Hektar mit Moniakpflanzen. Von diesem Gewächs sind nur die Wurzeln eßbar, die genau so gebraten und gekocht werden wie unsere Kartoffel. Sie stellen das Hauptnahrungsmittel der Neger dar. Dann pflanzte ich 1500 Bananenbäume. Eine Art der Banane, welche die Neger besonders gern essen, ist mehlig, sättigend und vor allem sehr groß, — sie erreicht fast einen halben Meter Länge. Und in Butter braun gebraten, mit Zucker und einem kleinen Zusatz von Zitrone, ist es in der Tat ein sehr delikates Gericht. Auch Apfelsinen und Orangen vergaß ich nicht und räumte ein größeres Gebiet den Baumwollpflanzen ein. Das werden hohe Bäume mit kranzförmigen Zweigen und apfelgroßen Früchten. Bei der Reife platzt die Frucht, und die grau aussehende Watte fällt zur Erde. Und schließlich pflanzte ich noch wilden Kaffee. Darüber könnte ich sehr viel schreiben, aber es genügt zu erwähnen, daß diese Kaffeebohne, so klein wie eine Erbse, an Qualität und Aroma alle mir bekannten Kaffeesorten übertrifft.

Am meisten Freude bereitete mir mein Gemüsegarten, den ich erst zum Ende der Regenperiode anlegte. Alle Gemüsearten wuchsen innerhalb weniger Wochen heran und ergaben einen staunenswerten Erfolg. Das gewöhnliche Radieschen erlangte die Größe einer kleinen Kohlrübe, verlor dabei aber nicht an Saft und Geschmack. Ganz hervorragend reiften die Tomaten heran. Der Kohl allerdings schloß sich nicht, war aber trotzdem genießbar. Ebenfalls mißglückten die Wassermelonen, — sie blieben sonderbarerweise klein und wurden, trotz der sorgfältigsten Pflege, von den Würmern zerfressen. Gurken, Mohrrüben, Zwiebeln, grüne Bohnen, Erbsen und Kohlrabi dagegen ergaben das schönste Resultat. So kam ich schließlich doch zu meiner europäischen Küche. Und oft, nach Feierabend, wenn die schwarzen Arbeiter verschwunden und es still um mich geworden ist, dann flüchte ich hierher in meinen Gemüsegarten und sitze stundenlang zwischen meinen Tomaten und Radieschen, die mich so sehr an die ferne Heimat erinnern.

Besonntes Segel.

Es war zur Zeit der Abendröte,
Und klar der Meereshorizont.
Ein Vogel stimmte seine Flöte —
Da glitt ein Segel, hell besonnt,

Hinaus in die verklärten Fluten
Und leuchtete so rein und groß
Im Strahl der letzten Lichtminuten,
Als ging' die Fahrt zur Heimat bloß.

Mein Auge folgte ihm versunken . . .
Klang nicht ein Wort von irgendher?
„Wer so den späten Glanz getrunken,
Dem macht das Dunkel nimmer schwer!"

Heinrich Anacker.